

die gefährlichste Versuchung in seinem Leben dargestellt, gerade weil er sie mit grossem Talent, »oder vielmehr Talenten«, betrieben hat. Sie war etwas Gekonntes, aber nicht mehr etwas Gesolltes. Er erfuhr sie als ein zu antworten Wissen auf Fragen, die nicht »wert« waren, »gefragt zu werden«. Er fand sich auf einem Weg, der »zwischen Unwirklichkeiten dahinführt«. Es gehört freilich die ganze Durchdrungenheit von einer ihn überwältigenden Erfahrung dazu, wenn er erwarten kann, dass der Geschichtsprofessor, dem er das erzählt, diese werde nachvollziehen können. Für ihn aber ist das Geschichtliche der Tummelplatz des Relativen, weil er gelernt hat, denselben Geschichtsraum perspektivisch als Umkreis der verschiedensten historischen »Gestalten« jeweils in verschiedenem, vom jeweiligen Zentrum aus subjektiv berechtigtem Licht zu sehen. Was im »Stern« später »der Mückentanz der Möglichkeiten« heisst, hat in Rosenzweigs »Grauen« vor der nicht zu meisternden Mannigfaltigkeit der Geschichtswahrheit sein biographisches Urphänomen. Der »Hunger nach Gestalten« enthüllt sich ihm als eine Flucht vor dem Ich mit seiner einen Wahrheit.

»Inmitten meiner Talente suchte ich nach mir selber, in-

mitten alles Vielen nach dem Einen.« Ein Späterer hätte sich hier wohl mit dem Deckwort »Existenz« geholfen; Rosenzweig schreibt »mein Judentum« und ist sich »bewusst«, damit dem Gemeinten »nur einen Namen zu geben«. Dieser Name gilt freilich nur in einer stark abgekürzten Form, denn wir wissen, dass gerade das Suchen nach dem absoluten Ankergrund seines Ich Rosenzweig zunächst hart an die Grenze des Christentums geführt hat. Ebenso ist der Titel »Philosoph«, den Rosenzweig hier in die Antithese gegen den »Historiker« einstellt, nur ein sehr vorläufiges Siegel für den, der inzwischen dem ersten Teil des »Sterns« das Motto »in philosophos« vorangesetzt hatte. Mit all diesen Vorläufigkeiten bleibt aber der neuveröffentlichte Brief der Schlüssel zum Verständnis der Selbsteinschätzung Rosenzweigs, nach der der Verfasser des »Stern der Erlösung« ... von anderem Kaliber als der von »Hegel und der Staat« ist.

Damit sind nur einige der Perspektiven skizziert, für die die Neuausgabe der um die Tagebücher vermehrten Briefe Rosenzweigs in Zukunft unentbehrlich sein wird für jeden, der sich aufnehmend oder forschend an der Erschliessung der verschwenderisch reichen Persönlichkeit Franz Rosenzweigs innerlich beteiligen will.

II Eine Theologie der Galut

Zum Gedenken an Franz Rosenzweig

Von Dr. Reinhold Mayer, Tübingen

Vor 50 Jahren, am 10. Dezember 1929, starb Franz Rosenzweig noch nicht 43jährig¹ nach sieben schweren Krankheitsjahren, da ihm selbst Finger und Zunge gelähmt waren. Seiner langen Krankheit und seines frühen Todes wegen konnte er sich – etwa zum Unterschied zu Leo Baeck und Martin Buber, den beiden anderen grossen jüdischen Denkern im deutschen Sprachraum – nicht selber mehr bekannt machen, weshalb er mitsamt seinem Werk auch weithin unbekannt geblieben ist. Dazu kommt, dass die teilweise Veröffentlichung seiner Arbeiten in schwere und ihrer Verbreitung ungünstige Zeit fiel: Der »Stern der Erlösung« erschien 1920 und in 2. Auflage 1930, die 3. Auflage von 1954 war bald und lange vergriffen; »Zweistromland. Kleinere Schriften zur Religion und Philosophie« wurde 1926 gedruckt und 1937 in erweiterter Form wieder aufgelegt; 1935 ist ein Band ausgewählter Briefe veröffentlicht worden. Die Jahreszahlen sprechen für sich: In der Krise und Armut nach dem Krieg, auch während der Bedrängnis durch die Herrschaft des Nationalsozialismus, erreichten die Bücher nur einen kleinen inneren Kreis. Nach Beendigung des Vertreibens und Mordens – als Baecks und vor allem Bubers Schriften weite Verbreitung und aufmerksame Leser fanden – waren Rosenzweigs Bücher schwer zu bekommen. Leicht zugänglich war allein die Verdeutschung der Schrift^{1a}, weil sie unter Martin Bubers Namen, der sie mit- und zu Ende übersetzte, Interesse weckte. Aber das Gesamtwerk, auch soweit bisher noch unveröffentlicht, erscheint erst in diesen Jahren im Verlag Nijhoff zu s'Gravenhage: Der »Stern der Erlösung«² sowie Briefe und Tagebücher^{2a} sind bereits ausgeliefert, »Zweistromland« in verdoppeltem

Umfang und Arbeiten zur Übersetzungstätigkeit zum Druck vorbereitet. Dadurch wird ein Nachholbedarf gedeckt, neue Horizonte können sich öffnen³.

Am Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Deutschland eine jüdische Minderheit inmitten einer von spätkristlicher Kultur bestimmten Umwelt. Das Judentum war zerstritten, kleine Gruppen von Orthodoxen und Zionisten behaupteten sich gegen eine liberale Mehrheit. Viele zeichneten sich besonders durch deutsches Wesen und europäische Bildung aus, um den Mangel an Eigenem zu kompensieren und dabei den Rest ihrer Jüdischkeit vollends aufzugeben; manch einer trat zum Christentum über.

Franz Rosenzweig entstammt einem typischen Diasporamilieu. Hochbegabt, studierte er Medizin, Geschichte, Philosophie, war philologisch, künstlerisch, theologisch versiert, sprühte von Geist und Einfallsreichtum. Dem Judentum stand er gleichgültig gegenüber; ihm galt Liberalismus als flach, Orthodoxie als spröde, Zionismus als romantisch. Dagegen hatte das Christentum für ihn etwas Faszinierendes, zumal wo es als Glaubenswirklichkeit von Persönlichkeiten mit Ausstrahlung vertreten wurde. In langen und bewegenden Gesprächen mit judenchristlichen Freunden fühlte sich Franz Rosenzweig in seiner philosophischen Standpunktlosigkeit verunsichert und entschloss sich zum Übertritt. Weil er aber nicht aus dem nachchristlichen Heidentum, sondern aus dem Judentum kommend Christ werden wollte, beschäftigte er sich im Sommer 1913 intensiv mit jüdischen Fragen und besuchte auch während der Herbstfeiertage die Gottesdienste der orthodoxen Gemeinde zu Berlin. In der Folge entschied er sich dann, zur grössten Überraschung seiner Freunde und Angehörigen, zum Verbleib im Judentum: Der ausgezogen war, um Abschied zu nehmen, hat sich wieder zugewandt; der

¹ Geboren 25. 12. 1886 in Kassel.

^{1a} S. u. S. 133.

² Der »Stern der Erlösung« erschien 1976, vgl. FrRu XXIX, S. 149; Mitherausgeber am Gesamtwerk Reinhold Mayer mit Annemarie Mayer.

^{2a} S. o. S. 24.

³ u. a. vgl. »Werk und Leben Franz Rosenzweigs«, in: FrRu XV/1964, S. 13–20.

dem Judentum entfremdet gewesen war und ihm verloren schien, ist zu ihm heimgekehrt. Was ihm am Christentum bedeutungsvoll erschienen war, fand er bei näherem Zusehen alles im Judentum wieder. Den festen Standpunkt, den er für sein Leben und Denken suchte, bot ihm der angestammte Glaube – er brauchte also nicht überzuwechseln. Und da es ihm keine zwingende Notwendigkeit mehr war, wurde es ihm zur Unmöglichkeit.

Franz Rosenzweig begann jüdisch zu leben und zu lernen: Hebräisch und Bibel, Aramäisch und Talmud, mittelalterliche Literatur und moderne Diskussion. Alles, was die Umwelt ihm geboten und was er aus ihr aufgenommen hatte, wurde überprüft und neu bewertet: Zuvor Zentrales zählte als altes Denken, anderes konnte ins Jüdische eingemeindet und zum neuen Denken weitergeführt werden. Das neue Denken, im »Stern der Erlösung« zum erstenmal vorgestellt als dialogisches Denken, das in der Offenbarung, dem Dialog Gottes mit den Menschen, seinen Ursprung hat, wurde in immer neuen Anläufen darzustellen und zu verwirklichen versucht: So in einem gesonderten Aufsatz wissenschaftlich thematisiert, im »Büchlein vom gesunden und kranken Menschenverstand« für ein breiteres Publikum auf eine fast dichterische Weise gestaltet, nachher aber doch von der Veröffentlichung ausgeschlossen und dann in der letzten, praktischen Phase seines kurzen Lebens in einem Seminar verwirklicht, das Franz Rosenzweig im Freien Jüdischen Lehrhaus in Frankfurt über »jüdisches Denken« hielt, ein Denken von der Offenbarung her, das also immer Antwort ist auf die ursprüngliche Anrede Gottes, ein Denken, das innerhalb der jüdischen Traditionen verlaufen kann, immer aber individuell ist und Antworten auch auf die aktuellsten Fragen sucht, ein Denken auch, das die tiefsten und höchsten Gedanken in einer Sprache wagt, die bei aller Nüchternheit und Klarheit dem Herzen nahe sind – und dem Tun.

Zu jüdischer Diasporaexistenz gehören apologetisches Denken und ständiger Dialog mit der Umwelt. So stellte sich Franz Rosenzweig auch nach seiner Heimkehr im Gespräch seinen christlichen Freunden. Als gründlich vertrauter Kenner beider Gemeinden war er wie keiner sonst dafür prädisponiert: Mit den hervorragendsten Voraussetzungen ausgestattet, ist er nicht allein zum Wiederbegründer des jüdisch-christlichen Gesprächs in der Neuzeit geworden, sondern hat diesen Dialog auch gleich am Anfang auf eine seither kaum wieder erreichte Höhenlage geführt. Wie zu Zeiten der frühen Jesusgruppen sprachen Juden, die Christen geworden waren, mit einem Juden, der Jude geblieben ist, wieder offen, frei, partnerschaftlich miteinander. Vor allem im Briefwechsel mit Eugen Rosenstock forderte Franz Rosenzweig von Christen nichts weniger als die volle Anerkennung des Judentums als einer offenbarungsbegründeten und unaufgekündigten Gemeinschaft vor Gott – mit allen Konsequenzen. Aber auch wohl kein Jude vor Franz Rosenzweig hat in solch umfassender Weise das Christentum in seiner gewordenen Gestalt anerkannt. Er hat nicht nur Jesus als Juden, als Bruder, wie Martin Buber, und nicht nur das Jüdische in der Kirche, wie Leo Baeck, positiv aufgenommen, sondern die reale Existenz der Kirche als Ganzes. Er sah es nicht als seine Aufgabe, das Christentum vom jüdischen Standpunkt aus zu kritisieren, wenn er auch gelegentlich auf Schwächen hinwies, sondern er suchte den vollwertigen Partner eines Gesprächs, in dem er die eigene Position stärken wollte und den anderen herausforderte, Stellung zu beziehen und sich des Eignen desto mehr bewusst zu werden. Vielleicht kann sogar der andere, der Aussenstehende, die Wirklichkeit seines Gegenüber unbefangener als Ganzes gelten lassen als den eigenen Bereich, für den

er mitverantwortlich ist und folglich verpflichtet, Kritik zu üben, wo die ihm notwendig erscheint. Vor allem im »Stern der Erlösung« hat Franz Rosenzweig ein geradezu vollkommenes Bild der Kirche neben dem der Synagoge aufgestellt, das Bild einer faszinierenden Glaubensweise, die aber nicht die seine werden konnte, weil er sich tiefer und dauernd in der anderen gegründet wusste. Diese neue, ganz freie, ganz menschliche, aber eben nicht nur menschliche, sondern bestimmte – jüdische, christliche – Haltung gelang Franz Rosenzweig in einer Zeit, als die Kirche weit entfernt war von theologischer Toleranz und in der schon der Antisemitismus in Deutschland drohende Formen anzunehmen begann. Einen ungezwungeneren Zugang zum Christentum ist vielen Juden heute durch die Existenz des Staates Israel gegeben. Christen wiederum sind die Augen für das Judentum durch den Holocaust aufgegangen. Aber bis zur Verwirklichung einer Partnerschaft im theologischen Gespräch ist noch ein weiter Weg. Die christliche Theologie muss erst einmal aufhören, das Gespräch mit dem Judentum als eine Frage der antiken Geschichte abzutun, sie muss den lebendigen, gegenwärtigen Partner wahrnehmen und vom Wissen um die antike und die weitere Geschichte her eine aktuelle Begegnung wagen. Der Freiburger Rundbrief gibt seit Jahren Hilfen auf diesem Weg, und auch unsere Arbeit am Institutum Judaicum in Tübingen weist in diese Richtung und sieht dies als ihren Auftrag.

So wichtig Franz Rosenzweig das gegenseitige Gespräch war, so scharf hat er auf der anderen Seite eine organisierte Missionstätigkeit abgelehnt. Juden haben nicht nötig, zum Christentum überzutreten, sowenig wie umgekehrt. Die ganze Wahrheit ist Gottes allein, Menschen – Juden wie Christen – haben nur teil an ihr, und deshalb muss die Kirche auf den Anspruch, sie allein zu besitzen, verzichten und erkennen, dass auch die Synagoge aus dieser Wahrheit lebt. Gerade um der ganzen Wahrheit näherzukommen, sind die beiden verschiedenen Wege nötig und ist das Gespräch hinüber und herüber unerlässlich. Was aber die Erlösung betrifft, lieferte Franz Rosenzweig eine kühne Umkehrung der geläufigen christlichen Behauptung, indem er den Ort der beiden theokratischen Gemeinden bestimmte, die sich scharf von allem Heidentum unterscheiden: Juden sind schon beim Vater, während Christen erst durch den Sohn zu ihm kommen. Für die Synagoge, diese endzeitliche Enklave inmitten der hiesigen Welt, hat die Zukunft schon begonnen, vergegenwärtigt sie doch mit ihrem Leben die Erlösung; die Kirche dagegen muss immer noch messianische Drangsal erleiden, für Weltzeit ist sie unterwegs zum Ziele hin. Während den Juden eine Art priesterlichen Verzichtes auf aktive Teilnahme am Weltgeschehen obliegt, sind Christen mit der Aufgabe betraut, die Welt zu erhalten und zu gestalten, durch Bewährung der Wahrheit das Kommen des Reiches vorzubereiten. Der »verstockten« Juden Amt ist's, der »voreiligen« Christen Erlösungsüberschwang zu dämpfen, sie zu nüchternem Gehorsam zu vermahnen, sie an die Wirklichkeit der hiesigen Welt zu erinnern. Christen haben solchen Wächterdienst dringend nötig, Diasporajuden aber sind bestens dafür geeignet, denn in Jahrtausenden litt niemand sonst wie sie, trug niemand gleich ihnen mit eigenem Leibe die Last der unerlösten Welt.

Solch arbeitsteilige Partnerschaft setzt echte Toleranz voraus, wie sie nur in der Diasporasituation nötig, darum aber auch möglich ist. Einer ist auf den anderen als anderen gewiesen und auf ihn angewiesen. Aber nur wer bei sich heimisch ist, vermag Wesentliches in die andere Gemeinschaft einzubringen. Demnach hat der andere nicht nur ein Recht, sondern geradezu die Pflicht, unverwechsel-

bar er selbst zu sein. Sein Anderssein wird von anderen nicht zuerst als Begrenzung empfunden und nicht als Belastung ertragen, sondern dankbar als Erweiterung und Bereicherung ihres Eigenen angenommen.

Während in der früheren Philosophie der einsame Denker monologisierend und freihändig ein Gott, Welt und Mensch logisch umfassendes und geschlossenes System konstruierte, war Franz Rosenzweig für sein deskriptives Denken auf möglichst viele konkrete Erfahrung angewiesen: Er brauchte Raum und Zeit, seine Sinne und seinen gesunden Menschenverstand dazu, vor allem aber Partner, mit denen er dialogisch seinen Wahrheitsanteil eruiieren konnte; er hatte, mit der Offenbarung in der Mitte, seinen Standpunkt gefunden, von dem aus er seine Fragen in alle Richtungen schickte; sein Horizont blieb offen für andere Horizonte. In gemeinsamem Gespräch – in dem immer recht hat, wer zuletzt gerade spricht, das darum erst zu Ende ist, wenn Gott das letzte Wort gesprochen haben wird –, durch dialogische Erfahrung also, erstehen die selbständigen Wirklichkeiten von Gott, Welt und Mensch im offenen System eines vielfältig gegenseitigen Bezuges.

Damit ist Franz Rosenzweig ein Entdecker der dialogischen Existenz des Menschen geworden. Schon ehe 1923 Martin Bubers »Ich und Du«-Büchlein erschien, hatte Franz Rosenzweig am 19. Oktober 1917 an Eugen Rosenstock geschrieben und unterstrichen: »*mein Ich entsteht im Du*«. Mit seinem Hauptwerk, dem »Stern der Erlösung«, legte er dann einen im neuen Sprachdenken begründeten, kabbalistisch anmutenden Entwurf mit einer strengen Symmetrie von Schöpfung, Offenbarung und Erlösung vor. Die Schulphilosophie mit ihrem Monismus wurde vernichtend kritisiert und zum alten Denken abgewertet. Auf den Trümmern des Idealismus – in Begegnung mit der Protestphilosophie und durch Einbeziehung jüdischer Tradition, indem also das bislang Bestimmende zurückgedrängt und das zuvor Vernachlässigte herausgestellt wurde – entstand als Auslegung des Hohenliedes der Bibel eine Ich-Du-Philosophie, die in eine Darstellung der beiden Offenbarungsgemeinden mündet, wobei sich deren Beschreibung nicht an dogmatischen Selbstaussagen orientiert, sondern phänomenologisch vorgeht und das Geheimnis jeweils dem Leben selber ablauscht, wie es sich in den beidseitigen liturgischen Überlieferungen ausdrückt.

Das Denken gilt im Judentum nicht als Selbstzweck, vielmehr will die Wahrheit bewährt werden im eigenen Leben und im Leben der anderen. Wollen Juden in den Bedrängnissen der Diaspora überleben, dann können sie nicht als Einzelne, dann müssen sie als Familien inmitten der Gemeinde leben. Franz Rosenzweig drängte es weg vom Theoretisieren – darum lehnte er auch das Angebot einer Habilitation und einer damit gesicherten Professur ab, und hin zur Verwirklichung – darum begründete er einen jüdischen Hausstand und wendete sich der Erwachsenenbildung zu. Gerade am praktischen Vollzug des häuslichen Lebens kann klar seine Position zwischen Liberalismus und Orthodoxie erkannt werden. Die Rosenzweigs entschieden sich für eine Art »paulinischer«, also gut frühjüdischer Existenz: Selbstverständlich hielten sie den Sabbat und die Feste, daheim auch die Kaschrut, so dass jeder, auch der Frömmste, zu ihnen kommen konnte; zugleich bewahrten sie sich aber die Möglichkeit, zu jedem, auch dem Freiesten, ob Jude oder Christ, gehen und mitsamt ihm essen zu können. Zur Verwirklichung zählt wohl auch, dass Franz Rosenzweig noch als Todkranker unermüdlich kreativ blieb, vor allem, da er seinen Optimismus, seinen Humor und sein Lächeln nicht verloren-

gab. Wenn sich im Krankenzimmer regelmässig ein Kreis von Freunden, als Minjan, zu gemeinsamem Gebet versammelte, so war damit nicht allein Öffentlichkeit, sondern vor allem auch die Offenheit und die Verbindung mit der gleichzeitig in der Synagoge versammelten Gemeinde dar- und hergestellt.

Für wohl am wichtigsten erachtete er aber die Aufgabe – unerlässlich für den Bestand des Judentums gerade in der Diaspora –, mit Wort und Tat Lehrer und Erzieher zu sein. Er wollte anderen helfen, jüdisches zu kennen und zu leben – alles ohne Zwang, in voller Freiheit. Jeder Heimkehrer sollte, gleich einem Rekonvaleszenten, behutsam Schritt nach Schritt erst wagen, eigene Form, eigenes Mass, eigenen Weg zu finden. Damit einer dem anderen dabei helfen könne, war die Erneuerung einer jahrtausendealten jüdischen Einrichtung nötig. Indem Franz Rosenzweig das Freie Jüdische Lehrhaus zu Frankfurt am Main begründete und leitete, schuf er am Beginn der zwanziger Jahre nicht allein ein Zentrum jüdischen Überlebenswillens und freien Widerstandes gegen die allgemeine Entfremdung von der Bibel und den aufkommenden Antisemitismus, sondern wurde auch zu einem Förderer der Erwachsenenbildung, sein Institut zum Vorbild für spätere Volkshochschulen und Akademien⁴ – weshalb jetzt auch sein Denkmal vor dem Gebäude der Volkshochschule seiner Heimatstadt Kassel steht. Er übernahm selbst einen Teil des Lehrhausprogramms, gelegentlich wurden zur Attraktion auch bedeutende Persönlichkeiten für Lehraufträge und Gastvorlesungen eingeladen – Martin Buber kam bald regelmässig; aber nicht grosse Namen und geschliffene Vorträge, sondern das regelmässig-gemeinsame Lernen und Einüben von Jüdischkeit galten als wichtig, wobei auch Schüler zu Lehrern wurden und Lehrer selbstverständlich immer Schüler blieben. Wer immer kam, er war willkommen, gleich welcher Richtung oder Partei er angehörte, Hauptsache, dass aus schlechteren Juden bessere Juden wurden. Vor allem mehr Jüdischkeit war den Juden in Deutschland damals vonnöten, Denken mit dem gesunden Menschenverstand, Leben in der Ganzheit. Moses Mendelssohn hatte am Beginn der Neuzeit seine Juden europäisiert und eingedeutscht. Sie haben ihre Lektion gut, fast zu gut gelernt, so dass ihre Nachfahren am liebsten nur noch Menschen, Europäer, Deutsche – und nicht mehr Juden – sein wollten. Deshalb war nun das Gegenteil, eine neuerliche Rejudaisierung, erforderlich: Juden sollten sich wieder als Juden geben, nicht wie zuvor aufgeben, sie sollten wieder heimkehren, wieder werden, was sie sind, ohne damit ihre Solidarität mit dem Gastland zu schmälern; wie sich Juden seit der Aufklärung schämten, Juden zu sein, so sollten sie sich zukünftig schämen, keine Juden zu sein. Die Schwäche des Liberalismus zeigte sich an seiner Hilflosigkeit gegenüber dem Antisemitismus. Wer aber, wie Franz Rosenzweig, auch die entscheidene Antwort der Zionisten für sich ablehnte, der musste entweder zum Christentum übertreten oder aber wieder Mut fassen zum Judesein inmitten der Diaspora: als Licht und Salz für die Völker, bereit, mit ihnen zu leben oder auch durch sie zu leiden.

Das Schicksal des Diasporajudentums wurde zwar weiterhin von der Mehrheit des jeweiligen Gastvolkes bestimmt: Die Palette der Verhaltensmuster reichte vom üblichen

⁴ Die Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt a. M. hat aus Anlass des 50. Todestages die Ausstellung »Franz Rosenzweig 1886 bis 1929« vom 13. 12. 1979 bis 10. 1. 1980 gezeigt, die in der Zeit vom 3. 3. bis 22. 3. 1980 wiederholt wurde. Den einführenden Vortrag hielt Dr. Reinhold Mayer. — Die Stadt- und Universitätsbibliothek hat zu der Ausstellung ein Begleitheft herausgegeben. — Die Ausstellung verdiente es auch, anderenorts gezeigt zu werden. (Anmerkungen d. Red. d. FrRu).

Ausschluss bis zu seltener Toleranz. Seit der Aufklärung weitete sich aber für Juden der Freiraum, so dass sie zeitweilig selber über das Verhältnis von Beziehung und Distanz zu ihrer Umgebung bestimmen konnten und mussten. Dies geriet aber oft zu einem lebensgefährlichen Balanceakt. Juden waren viel zu lange gedemütigt worden, als dass sie sich noch hätten zurückhalten können; darum gaben sich viele jetzt kritiklos hin, bereit, auch ihr Bestes, was sie hatten – ihre Jüdischkeit –, aufzugeben und die Taufe anzunehmen, deren sich ihre Väter jahrhundertlang unter unsäglichen Martyrien erwehrt hatten. Andere blieben zwar Juden, gerieten sich aber deutscher als die Deutschen – etwa Franz Rosenzweigs jüdischer Lehrer Hermann Cohen. Kein Wunder darum, dass sie, unheimisch im Jüdischen geworden, den Deutschen erst recht unheimlich wurden, dass sie auf kühle Distanz, auch auf scharfe Ablehnung und offenen Hass stiessen, wo sie mit Bereitschaft, gar Dank oder Gegenliebe gerechnet hatten. Statt zu Mitmenschen aufgewertet und zur Selbstverwirklichung ermuntert, wurden Juden verunsichert. Ihre Situation spitzte sich zu: Wo sie eine Synthese und Symbiose erhofften, mutete man ihnen eine fatale Alternative zu; was sich ergänzen wollte, das sollte auseinandergerissen werden. Das Verhältnis von Judentum und Deutschtum ist – mindestens theoretisch – zu einem unlösbaren Problem geworden. Weil Franz Rosenzweig diese Brisanz je länger, desto mehr wahrnahm, wollte er sich zu diesem Thema nicht ausführlich äussern. Echte Probleme lassen sich im Unterschied zu bloss vermeintlichen allein praktisch lösen. Das gedanklich höchst problematische Entweder-Oder erfuhr Rosenzweig lebensmässig als ganz selbstverständliches Sowohl-als-auch. Er war ganz Deutscher, lebte er doch aus und in deutscher Geschichte, Kultur und Sprache wie nur wenige sonst. Und er war ganz Jude, also nicht nur deutschsprechender, nicht nur Jude in Deutschland, sondern bewusst und gewollt – deutscher Jude und jüdischer Deutscher. Die Wahl des jüdisch-deutschen Schicksals erschwerte und komplizierte zwar das Leben, ermöglichte es aber auch. Zwei Körperhälften ergänzten sich; nur in ungebrochener Zweierheit sind sie lebensfähig; getrennt voneinander wären beide tot. Im Zweifelsfalle wollte Franz Rosenzweig der jüdischen Seite Vorrang gewähren – sie verglich er mit der Körperhälfte, in der das Herz liegt; entsprechend musste sich dann das Staatlich-Politische mit dem zweiten Rang begnügen. Nicht als ob das Zweite gering geachtet wäre, aber es herrscht eine gewisse Zurückhaltung, gerade so viel Distanz, wie nötig ist, um kritikfähig zu bleiben, sowohl dem Staat der Gastassschaft als auch dem damals schon geplanten Staat der Juden gegenüber. Das Erbe aus dem Talmud der Hillel-Pharisäer gab Juden den Mut und die Kraft zum Nonkonformismus, zum Überleben als Gottes Minorität inmitten der anderen und der vielen. Jude sein war für Franz Rosenzweig gleichbedeutend mit: *im Golus leben*, mit: Diaspora-Existenz. Mit einer für ihn geradezu erstaunlichen Harmlosigkeit konnte er etwa am 16. Januar 1918 schreiben: »Seien wir also Deutsche Und Juden, ohne uns um das ›und‹ zu sorgen . . .« Und doch war ihm gerade das grosse Und des Zusammenspiels der beiden Welten wichtig. Im Judentum begegneten ihm Kräfte, die er im Deutschtum vermisste. Ein wesentlicher Kulturbeitrag könnte von Juden eingebracht werden, wenn die Deutschen dafür offen und wenn die Juden dafür jüdisch genug würden, wären und blieben. Denn das Judentum ist fähig, sich immer neu zu säkularisieren. Hier sind noch Quellen unerschlossen geblieben. Aber aus ihnen vermögen nur Menschen zu schöpfen, die ihr Judentum bejahen und maximalisieren. Also nicht allein um ihres eigenen

Verwirklichens willen müssen sie jüdischer werden, sondern auch um ihrer Umwelt willen. Gerade als Juden können sie am meisten geben, am besten dem Ganzen dienen. So hat Franz Rosenzweig selbstlos seine jüdische Arbeit gerade auch als für Deutsche getan verstanden, war allerdings realistisch genug, nicht auf Anerkennung von seiten seiner christlich-deutschen Zeitgenossen, sondern erst auf posthume Würdigung durch deren Nachfahren zu rechnen. Wir haben inzwischen lernen können, dass ein Volk in die Barbarei zurückfällt, das den Kulturbeitrag seiner Juden zurückweist, und wir spüren, welche Chance veran, welche Lücke durch die Vertreibung und Ausmordung der Juden entstanden ist.

Franz Rosenzweig kannte Aufklärung und Zionismus, bejahte auch das Positive beider Richtungen: dort die Forderung, sich seines Verstandes zu bedienen, hier das Wissen um Zion als die Mitte der Welt. Aber ebenso lehnte er beide Bewegungen ab als extreme, gerade deshalb verlockende neuzeitliche Möglichkeiten, die Judennot vor der Zeit zu beenden. Er fand seinen Platz irgendwo zwischen Paris und Jerusalem. Mendelssohn und seine Jünger zur *Linken* glaubten, dass sich mit den Idealen Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit alte jüdische Hoffnungen erfüllten, und wähten das langersehnte messianische Reich als gekommen. Geschichtswirklichkeiten verblassten, Unterschiede fielen, aus Juden wurden sogar Menschen. Aber je mehr sie Menschen wurden, desto weniger blieben sie Juden. Das europäische Judentum, noch geschwächt vom sabbatai-messianischen Fieber, erhielt durch die Aufklärung neben und trotz aller befreienden Wirkung den nächsten, fast tödlichen Stoss: Die Tore des Gettos taten sich auf, seine Bewohner zogen aus – ins Leere. Als dann die Reaktion der Antisemiten die erstaunten Juden erneut zurückwies, da stand Herzl zur *Rechten* auf und zeigte einen neuen Weg – ins Land der Väter. Dieser Rückzug in die eigene Geschichte hat restaurative und zugleich utopische Züge: Dass dieses Volk in diesem Land zukünftig wieder leben soll, ist ebenfalls urjüdischer messianischer Glaube. So zogen manche von der Assimilation enttäuschte, vor allem säkularisierte Juden ins Israelland, wo sich's in einem kulturgeschichtlich-nationalen Rahmen auch unjüdisch (im religiösen Sinn) leben lässt. Mit sichtlichem Wohlgefallen zitierte Franz Rosenzweig seines Lehrers Hermann Cohen abfällige Bemerkung über die Zionisten: »Die Kerle (nach anderer Version: die Halunken) wollen glücklich sein.« In der Gegenwart lässt sich beständig beobachten, dass manche freien Juden aus Wohlstandsländern nach Israel übersiedeln, weil sie sich damit der Diaspora-Alternative entziehen, sich entweder assimilieren oder orthodoxieren zu müssen. Toratreue fürchten, Gesamtisrael könnte zerbrechen in ein diaspora- und toratreues Judentum einerseits und in ein freies und nationales Israeltum andererseits.

Anders als Martin Buber und ähnlich wie Leo Baeck verhielt sich Franz Rosenzweig gegenüber dem Zionismus; er war kein ausgesprochener Gegner, konnte sich aber auf politischer Ebene auch nicht aktiv für zionistische Ziele einsetzen. Vielmehr hielt er sich betont zurück, weil er beide Bewegungen, Aufklärung und Zionismus, für säkularisierte Messianismen hielt, deren hauptsächlichster Fehler darin liege, dass sie Aus- und Abwege seien. Nur als Behelf und Notlösung könnten sie gelten, nicht aber als das, was sie eigentlich sein wollen, als Er-lösung. Diese praktische Entscheidung ruhte bei Franz Rosenzweig auf einer umfassenden theoretischen Basis – christlich ausgedrückt: Sie war die klare Konsequenz aus einem theologischen Gesamtkonzept. Er verhielt sich in dem Masse unaufklärerisch und a-zionistisch, wie er insgesamt als Jude

(wenn diese Unterscheidung möglich und verständlich wäre) nicht nur speziell a-christlich, sondern allgemein a-messianisch oder anti-messianisch war. Aus dem gleichen Grund wie den Übertritt zum Christentum lehnte er also auch die Zugehörigkeit zum Zionismus ab; seine Distanz gegenüber Aufklärung und Zionismus erklärt sich aus seinem grundsätzlichen Verständnis von Jüdissein: Juden dürfen dem Messianismus weder zur Linken (Aufklärung) noch zur Rechten (Zionismus) verfallen; sie müssen sich aller voreiligen Behauptung von sei es in der Vergangenheit stattgehabter oder sei es in unmittelbarer Zukunft erwarteter Erlösung erwehren, gleichgültig, ob sie von Christen, von modernen Heiden oder von säkularisierten Juden postuliert wird. Denn Messianismus ist wesentlich Katastrophenideologie, überspannte Apokalyptik, intoleranter Zelotismus; damit lassen sich Revolutionen entfesseln und Institutionen zerstören. Damit wäre aber Juden in der Diaspora wenig geholfen. Einem so tief um die Ordnung besorgten Denker wie Franz Rosenzweig war an der Erhaltung der Welt und ihrer Einrichtungen gelegen. Solange die hiesige Welt noch nicht wirklich erlöst ist, gilt es, nüchtern zu bleiben und mit gesundem Menschenverstand darüber nachzudenken, wie das Überleben der Gemeinde in Weltzeit gesichert werden kann. Juden erinnern durch ihre blosse Existenz daran, dass die Erlösung noch aussteht und da sie nur kommt, wo die Welt als Schöpfung und die Offenbarung als Gebot erfasst, wo Welt und Gebot täglich erneuert und erhalten werden.

Die wohl typischste und unentbehrlichste Golus-Arbeit ist das Übersetzen heiliger Texte. So überflüssig das in einem Judenstaat wäre, in dem alle Hebräisch sprächen, so notwendig erwies es sich zu allen Zeiten in allen Ländern der Zerstreuung: einmal weil die Juden selber gute Übersetzungen brauchten, zum andern weil auch den übrigen, der Mehrheit des Gastlandes, die Weisung aus Zion bekannt werden sollte. In Franz Rosenzweigs Tagen waren viele Juden in Deutschland des Hebräischen nicht mehr kundig; viele Christen verschmähten das »Alte Testament«, schmähten es gar als Judenbuch. Während Martin Buber von früher Jugend an mit dem Hebräischen wie selbstverständlich vertraut war, lernte Franz Rosenzweig als Gymnasiast, Student und Soldat diese ihm wichtige und von ihm geliebte Sprache gründlich kennen. Beide wollten aber ihre Jüdischkeit in Deutsch ausdrücken; Breite, Tiefe und Schönheit dieser Sprache hatten sie erfahren und verstanden sie auszuschöpfen. So waren beide glänzend ausgestattet für diesen Dialog zwischen Bibel und Gegenwart, für einen Brückenschlag zwischen den beiden einander entfremdeten Welten. Ausgezogen, den Luthertext zu revidieren, mussten sie, ihrer wachsenden Erkenntnis gemäss, bald eine ihren christlichen und jüdischen Vorgängern entgegengesetzte Richtung einschlagen: Luther hatte den Text zu den Lesern gebracht, Mendelssohn seine Juden Hochdeutsch gelehrt; jetzt aber musste der allzu bekannte, eingängige, abgewetzte Text wieder aufgerauht und verfremdet werden; Leser und Hörer sollten wieder Jüdisches lernen, vor allem aber einem unvertellt anderen, einem ungewohnt Fremden, einem echten Gegenüber, eben dem Ich und Du der Offenbarung begegnen, das in Anspruch nimmt, Gehör und Gehorsam fordert. Einerseits sollte der Abstand der Jahrtausende spürbar werden, aber doch die Stimme heute ertönen, die Stimme der Offenbarung, deren besonderer Inhalt durch bestimmte Form transparent wird. Darum bemühten sich die Übersetzer auch nicht um Schönheit, sondern nur um Treue gegenüber dem vorhandenen Urtext. Denn nicht allein, was der Text sagt, ist wichtig, sondern auch, wie er

es ausdrückt. Die Leiblichkeit und Sinnlichkeit des Ur-lautes wird ersehen und erfasst, Laut und Wort, Struktur und Rhythmus sind nachgeschaffen, Leitworte und Atem-holen beibehalten. Die Übersetzung kommt in jeder Hinsicht dem Hebräischen so nahe wie sonst keine und ist doch, trotz alles Gewagten, zugleich erstaunlich deutsch.

Die beiden Übersetzer waren tief vertraut mit beiden Kulturräumen: der modernen Wissenschaft und der jüdischen Tradition. Grundsätzlich hatten sie eine wissenschaftliche Haltung dem Text gegenüber und waren der protestantisch-deutschen Bibelkritik und besonders der Formgeschichte weithin als Arbeitshilfe verpflichtet, wenn sie auch deren historisch-kritischen Voraussetzungen und Ergebnisse nur mit Vorbehalt und Einschränkungen übernahmen. Dagegen verarbeiteten sie auch die Schätze traditionell jüdischer Exegese mit ihren philologischen, strukturellen und inhaltlichen Beiträgen und hatten zudem einen ganz eigenen, unmittelbaren Zugang zur Textgestalt, der sie nicht zunächst mit dem Misstrauen des Gelehrten, sondern mit dem Vertrauen des Horchenden begegneten. Dieser kritisch gläubige Zugang soll hier kurz am Problem der Wiedergabe des Gottesnamens deutlich gemacht werden. Während in der protestantisch-alttestamentlichen Wissenschaft ganz selbstverständlich und ohne jede Rücksichtnahme auf jüdisches Empfinden der Gottesname ausgesprochen und geschrieben wird, lehnten Martin Buber und Franz Rosenzweig dies ebenso selbstverständlich und entschieden ab. Anfänglich übersetzten sie das Tetragramm wie die grossen Vorbilder (Septuaginta, Vulgata, Luther) mit »Herr«. Aber der Gedanke an christliche Leser liess sie bald davon Abstand nehmen, weil Christen fast zwangsläufig wie seit je so auch jetzt diesen Herrn mit ihrem Christus Jesus identifizieren. Aber gerade sie sollten lernen, dass etwa mit dem Herrn, dem guten Hirten von Psalm 23, nicht Jesus, vielmehr einzig der Gott Israels angesprochen ist. Darum wählten sie, recht überraschend, die Reihe der Singularpersonalpronomina, grossgeschrieben ICH, DU, ER, um jede Verwechslung unmöglich zu machen und um das Aktuell-Dialogische der Offenbarung zu vergegenwärtigen.

Die beiden Partner hatten schon früher gemeinsame Übersetzungserfahrungen gemacht: Franz Rosenzweig hatte Martin Bubers chassidische Legenden beurteilt gelesen und Martin Buber die Hymnen des Jehuda Halevi mit seiner Ermunterung und Kritik begleitet, eine Arbeit, bei der Franz Rosenzweig schon Gedanken über das Grundsätzliche des Übersetzens herausgestellt hatte. So erkannte er die wesenhafte Einheit aller Sprachen, die Voraussetzung dafür ist, dass Übertragungen von einer Sprache zur andern überhaupt möglich sind. Durch eine Übersetzung, die etwas zu sagen hat, wird die fremde Sprache deshalb auch stets bereichert und verändert, und sie ist gleichzeitig ein Beitrag zur zukünftigen, messianischen Einheit der Sprachen, die nicht in einer künstlichen Zwischensprache, sondern in den einzelnen Sprachen selbst geschieht. Bei der Bibelübersetzung tauschten die Freunde ihre Rollen von »Dichter« und »Muse«, wie Franz Rosenzweig es genannt hatte, aber er selbst war doch mehr als blosse Muse, er bedachte jeden Ausdruck, jede Wendung selber mit, und oft gingen über eine einzige Stelle mehrere Briefe hin und her, bis sie endlich bei Martin Bubers wöchentlichen Besuchen festgelegt wurde. Den Mengenananteil von Rosenzweigs Mitarbeit hat er selber einmal errechnet, als Buber ihm die Teilung des Honorars vorgesprochen hatte und ihn auf etwa ein Fünftel bewertete. Franz Rosenzweig war der philologisch Radikalere, der die Wortgenauigkeit, das Eindringen in den Wortgehalt auf die Spitze trieb, der

darüber wachte, dass die Übersetzung nicht zu deutsch wurde, besonders was den Satzbau betraf. Er nannte es die *rabies theologiae*, die theologische Leidenschaft, nicht irgendeine Gefälligkeit, um deretwillen schliesslich doch Härten stehen blieben und die wohl identisch ist mit einer philologischen Leidenschaft, da ja eine Theologie des Wortes mit der Philologie Hand in Hand gehen muss. Tatsächlich wachte Franz Rosenzweig als »Grimmscher Wörterbuchmensch« mit einer »genialen Pedanterie« über die Einhaltung einmal angenommener Prinzipien, so die Nachahmung wort- und lauthafter Ähnlichkeiten, Wortwiederholungen, besonders bei Leitmotiven, das Zurückgehen auf die sinnliche Urbedeutung eines Wortes. Gerade auf dem letzten Gebiet, das Martin Buber entdeckt hatte, entwickelte Franz Rosenzweig eine intensive eigene Schöpferkraft, setzte sich auch leidenschaftlich für die gefundenen Ausdrücke ein, was gelegentlich zu einem geistigen Ringkampf führte, wenn Buber die Seite der Lesbarkeit vertreten zu müssen glaubte. Jedoch nannte er dankbar die Mitarbeit Rosenzweigs ein Meisterstück helfender Kritik. An Intensität des kritischen Denkens und schöpferischen Gestaltens war der todkranke Franz Rosenzweig seinem gesunden Freund gleichrangig und hat das gemeinsame Ringen um eine dem Urwort adäquate Übertragung über den Tod hinaus befruchtet. Insgesamt bedeutete wie die Lehrhausarbeit so vor allem auch die Verdeutschung der Schrift in schwierigster Diasporasituation am Vorabend der Zerstörung des deutschen Judentums einen Akt des politischen Widerstandes: an unvorbereitete und verunsicherte Juden gerichtet war es Hilfe und Zuspruch, an marcionisierte und antisemitische Christen gerichtet aber Anfrage und Angebot. Die letzte von Juden geschaffene Übersetzung der hebräischen Bibel ins Deutsche war ein Gastgeschenk des scheidenden Judentums: Erinnerung an eine verschmähte Liebe, die den verlassenen Beschenkten mahnt und verpflichtet. Seit Franz Rosenzweigs Tagen haben sich sowohl auf weltpolitischer Ebene als auch im jüdischen Bewusstsein erschütternde Veränderungen vollzogen, die ursächlich miteinander verbunden sind: In der Folge des Zweiten Weltkrieges und der Judenausmordung ging, schlimmer als es jemand ahnen konnte, die Geschichte des deutschen Judentums zu Ende, und es erstand, imponierender, als viele es zu hoffen wagten, im Israelland der Judenstaat. Beide Wirklichkeiten scheinen eine zukünftige Diasporalexistenz unmöglich und damit eine Diasporaideologie unnötig zu machen. Aber einmal wird Judentum – wie auch Christentum – zu allen Zeiten und an allen Orten, also auch im Israelland, etwas Diasporaartiges an sich haben müssen, wenn es bleiben will, was es sein kann und soll, da es sich ständig unterwegs weiss als das wandernde Gottesvolk, zum andern aber hat es immer ausser dem Zentrum in Zion eine weite jüdische Diaspora gegeben; und

es wird in Weltzeit neben dem Staat Israel das Diasporajudentum geben müssen; denn wie die Diaspora das Zentrum, so braucht Zion die Diaspora, um leben und überleben zu können. Dass dies richtig ist, zeigt die Tatsache, dass seit dem Erstehen des alt-neuen Staates auch die Diasporajudenheit wieder selbstbewusster geworden ist: Juden haben, gerade auch in der Diaspora, seitdem sie wissen, dass sie im Notfalle der Verfolgung im Israelland eine grundrechtlich garantierte Aufnahme finden, wieder den nötigen Mut zum Judesein; andererseits haben Diasporajuden in menschlicher, materieller und geistiger Hinsicht entscheidend zur Entstehung und Entwicklung ihres Staates im Land Israel beigetragen. Somit ergibt sich, dass auch eine Ideologie der jüdischen Diaspora zukünftig so nötig sein wird wie eh und je. Denn die Juden der Diaspora sollen, soweit es nur geht, beides sein, moderne und jüdische Menschen. Die Chance dazu ist kaum einmal so günstig gewesen, wie sie es gegenwärtig ist. Franz Rosenzweigs Werk wird für die Lösung dieser schwierigen Aufgabe eine wesentliche Bedeutung behalten. In den USA ist das schon seit etwa einer Generation erkannt, dort ist es längst entdeckt und hochgeschätzt. Aber auch anderwärts, wo immer und solange es Diaspora geben wird – wo etwa Juden unter Christen wohnen werden – wo eine Synthese geschaffen werden muss zwischen Tradition und neuen Werten, da wird dieser Stern leuchten und einen Weg weisen.

Dass hier aber auch eine Wegweisung für das Christentum bereit liegt, ist aus dem bisher Gesagten zu erschliessen. Aus der Wurzel des Judentums erwachsen und in der Welt daher mit ähnlichen Problemen behaftet – etwa Diasporasituation, Erneuerung der Tradition, Bibelübersetzung und -erklärung –, kann es bei Franz Rosenzweig Denkansätze finden, die sein eigenes Fragen nur befruchten können. Das Anderssein der Kirche wiederum, das er so tief respektiert hat, findet in seinen Werken ein Bild, das Christen betroffen machen kann. Nicht wie ein Spiegelbild, das wir immer schon unwillkürlich mit unserem Auge wunschgemäß korrigieren, sondern wie das Porträt durch einen Künstler, der das Geheimnis eines Menschen gestaltet, der in das Bildnis mehr hineinlegt, als das Urbild von sich weiss. So können Christen bei Franz Rosenzweig manche Züge ihrer Religion erstaunt oder erschreckt wahrnehmen, die sie bisher noch nicht gekannt haben und die einen Ansatz bilden könnten zur Weiterentwicklung. Franz Rosenzweig ist gegen Ende seines Lebens mit dem rabbinischen Titel eines Morenu – unser Lehrer – ausgezeichnet worden, als einer in der Kette der Lehrer, welche die Tora vom Sinai deutend durch die Geschlechter weitergereicht haben. Wenige von ihnen sind so befähigt gewesen, von ihrem festen Standpunkt im Judentum aus auch Lehrer der Christen zu werden. Seiner gedenken meint von ihm lernen.

III »Ein tapferes Weib . . .«*

Erinnerungen an die Begegnung mit Edith Scheinmann-Rosenzweig
(23. 1. 1895 — 15. 11. 1979)

Von Doris Rümmele, Baden-Baden

Die Tür öffnete sich, und zwei ebenso kluge wie gütige Augen empfingen mich. War die vorherrschende Empfindung bei dieser Begegnung mit der zierlichen alten Dame die der Sympathie, bewegte mich beim Abschied

vor allem verehrende Bewunderung vor der Leistung ihres Lebens: existentiell, moralisch und intellektuell.

Beredt und in gewählter Sprache berichtete sie aus ihrem Leben an der Seite Franz Rosenzweigs. Nichts persönlich Intimes nach Art klatschfreudiger Berufswitwen gab es da zu hören; was sie sagte, bezeugte Ver-

* Vgl. u. S. 34.